

PROLOG

Schau in meine Augen, Maria. Hab keine Angst vor der Leere, die dir da entgegenblickt. Sie ist nichts weiter als Einsamkeit, bloß in ihren wirklichen Dimensionen. Wenn das Schicksal manchen Menschen etwas nimmt, gibt es ihnen im Gegenzug etwas anderes, um ein Vielfaches Bedeutsameres. Es zeigt mit dem Finger auf sie und sagt: „Dein elendes Leben zu ertragen, wirst du die Kraft schon finden, sieh zu, dass du die Kräfte findest, um das andere zu ertragen, das ich dir dafür gebe! Denn ich gebe dich der Einsamkeit anheim, unstillbar, herrlich und brutal. Ich gebe dich dem Sonnenlicht anheim.“

Schau in meine Augen, Maria, und hab keine Angst: Sie sind zwei Sonnenblumen, der Sonne der seligen Leere zugewandt.

Da ist sie, steht am Fenster, draußen der Abend. Verregnet. Die Scheibe ist staubig, Tropfen zeichnen trübe Aquarelle. Rinnen herab wie die Tränen eines Engels, unauflöslich vermischt mit dem Schlamm der Welt. Warum weinen die Engel, weinen sie überhaupt, und mit riesigen Tränen?! So blöd, sagt Maria laut, also wirklich!

Dieselbe Frage – auch damals in der Kindheit, *zu Hause* im Heim. Klein wie der kleinste Zwerg Schneewittchens presst sie die Nase an die kühle Scheibe. Stellt sich auf die Zehenspitzen. Draußen ringeln Wasserschlänglein ihre Schwänzchen. Oben mühen sich Himmelsdämonen ab und lassen es blitzen. Hinter ihrem Rücken im Zimmer kreischen die anderen Mädchen. Sie verharrt und fragt sich weiter so Sachen. Das passiert ihr immer, wenn es regnet, inmitten des Krachens und Donnerns, im Angesicht der flackernden Himmelslichter. Damals in der Kindheit. Gern würde sie immer weiter fragen, so lange, bis sie eine Antwort bekommt. Warum bin ich hier? Warum nennt man diesen Ort Heim? Warum ist meine Unterwäsche so steif und riecht nach Urin? Warum kriegen wir jede Woche neue Unterwäsche, neue Bettwäsche hingegen alle zwei Wochen? Warum gibt es im Innenhof keine Blumen, sondern nur Asphalt? Warum sagen die Mädchen: „Irgendwann komme ich hier *raus*“? Wir gehen doch raus, wenn sie mit uns Ausflüge ins Kino oder zu Demonstrationen machen, manchmal stehlen wir uns auch alleine davon. Wie weit hinaus geht denn das Draußen? Bis in die Unendlichkeit? Und weiter, wenn ich lächle, wieso tut mir das Lächeln weh? Wieso kann ich nicht aufhören zu lächeln? Und wer entscheidet darüber, dass der eine so, der andere anders lebt? Wenn keiner entscheidet, wenn

es diesen Jemand nicht gibt, wie wirklich ist dann das Leben, wenn es von selbst passiert?

Zwanzig Jahre nach der Kindheit ist sie sich endlich sicher: Wenn wir uns gewisse Fragen ganz allein stellen, so bedeutet das wohl, dass auch die Antworten tief in uns vergraben sind. Aber sieh einer an, ich bin immer noch nicht zu den Antworten gelangt. Ich kenne sie nicht, damit hat sich's. Und es besteht keine Möglichkeit, dass einer sie direkt aus dem stürmischen Himmel uns in den Schoß fallen lässt, die gibt's einfach nicht. Obwohl, wer weiß? Gerne würde sie aus der zeitlichen Distanz den Arm lang ausstrecken und jenes Kind von der Fensterscheibe loseisen. Aber es bleibt da stehen, die Nase gegen das kühle Glas gedrückt. Winzig wie ein Zwerg. Wie ein leibhaftiger japanischer Bonsai, verpflanzt an die Schwarzmeerküste. Eine graue Ameise mit goldenen Augen. Das Haar zerzaust wie ein Schwalbennest – angeblich ist der Kamm zerbrochen. Im Heim fehlt das Geld für einen neuen. In einem kleinen dunkelgrauen Schulkleid. So grau es nur geht. In Adidas-Turnschuhen aus dem Müllcontainer, Größe vierzig, mit zerknüllter Zeitung ausgestopft. Hier hat man ihren Geburtsnamen vergessen – Maria. Man nennt sie Zlatna², wegen der goldschimmernden Sprenkel in ihrer Iris. Wenn sie am Fenster steht und versucht, ins Auge des nächsten Sturms zu blicken, spürt ihre Haut die Berührung jedes einzelnen Sandkorns im Glas. Abertausende Sandkörner, verwandelt in etwas anderes. Durchsichtig und glatt und kühl – gläserne Zärtlichkeit. Zerbrichst du es aber, schneidet's dich bis aufs Blut. Ist auf diese Weise jedes Ding viele Dinge? Wird jedes Ding so zu einem anderen Ding? Sie berührt die Glasscheibe mit der Stirn. Diese klirrt vom Wind. Draußen weinen die Engel trübe Tränen, und keiner ist da, der sie tröstet. In solchen Augenblicken denkt sie an ihre ferne Großmutter, die einzige Verwandte, die ihr geblieben ist. Einander begegnet sind sie nie, womöglich

besteht der Sinn der Tatsache, dass es die alte Frau nicht hier und nicht jetzt gibt, darin, dass die Kleine die Vorstellung verliert, Entfernungen seien reale Möglichkeiten, etwas zu überwinden. Räume existieren schlicht, damit du dich unbedeutend und verloren fühlst. Distanzen sind da, um zu trennen. Punkt. Die Einsamkeit war vor dem Leben da. Wäre es nicht so, würden sich die Menschen, die doch so dicht an dicht zusammenleben wie die Kerne in einer Sonnenblume, nicht so ... so ... verlassen fühlen.

Hey, kleines Mädchen, du bist viel zu jung für solche Überlegungen. Du bist so klein wie ein Sonnenblumenkern, der letzte, der noch im Blütenrad steckt.

Zwanzig Jahre später wiederholt sich alles. Übers Fensterglas fließen die trüben Tränen eines Engels. Sein Gesicht ist nass. Wie das des Engels von Wrubel. Des sitzenden Dämons. Der Dämon war einmal ein Engel, wohlgermerkt. Schöne, traurige Augen, daraus quellen die Himmelstropfen hervor. Dunkel-lila Irides mit leuchtenden resedafarbenen Spinnennetzen aus feinen Linien. Die Pupillen – tiefe, trichterförmige Tunnel mit zart glasierten Wänden. Schöne, traurige Augen. Der Dämon ist nicht feindselig, eher betrübt und leidend, trotzdem ist er ein gebieterischer und erhabener Geist, so Wrubel selbst. Sie verharren auf beiden Seiten der Scheibe, Maria und der Engel-Dämon. Der Regen verschleiert das Fenster. Trostlos ist es manchmal. Es ist schlicht trostlos, zum Teufel! Die finsternen Locken, die hohe, kluge Stirn, der Schatten erstarrter Trauer im Mundwinkel. Ja, das bin ich, und ich bin schön. Hörner und Hufe hab ich keine – ich bin schön und traurig. Passt auf – ich bin traurig und schön. Pa-a-asst auf. Maria kneift die Augen für einen Augenblick zusammen: Uns trennt nur eine Scheibe! Hinter der Scheibe ist ein einziger Abgrund. Sie tritt zurück, ihr Herz pocht. Sie macht Musik an, *Ne me quitte pas* von Jacques Brel. Das Lieblingslied der Malerin Mariona aus

jener kleinen Straße der Kindheit. Unbewusst liest sie zum hundertsten Mal das schwarze Graffito an der Mauer gegenüber im Dämmerlicht der Straßenlaterne: „Komm nicht wieder, damit ich dir vergeben kann.“ Die Wölbung des Buchstaben „n“ am Ende regt sich wie ein dunkles Schlänglein und erschauert, schaut man ihn durch die Regenströme an. Sie beginnt mit Brel zu singen, verstummt gleich wieder. Das Graffito ist vieldeutig und nicht auf Anhieb verständlich, wie es sich für eine Liebesbotschaft gehört, die einer für alle Zeiten an einer Mauer hinterlässt. Damit sich die Künftigen fragen, was, Himmel noch mal, irgendein von seinen Gefühlen gepeinigter Mensch denn sagen wollte! Dumm sehen die Menschen aus mit dieser ihrer Liebe, die sie an die Mauern schreiben, in Baumrinden kratzen, auf Parkbänke, auf die kunstledernen Sessel im O-Bus, auf die eigene Haut mit der dünnen Nadel des Tätowierers um die Ecke. Für alle Zeiten, von wegen! Zeichen der Liebe sollten einzig und allein in den Meeressand geschrieben werden. Derjenige, der das Mal seiner Liebe der Mauer überantwortet hat, hat seine einstigen Gefühle vermutlich längst vergessen, doch die Buchstaben sind hier, an Ort und Stelle und nirgendwo sonst – die Liebe ist ein Mal. Der Vergleich ist mehr als elementar, und von den eigenen Gedanken verletzt, bricht Maria urplötzlich in Tränen aus. Zusammen mit den Engeln und dem Regen, so ein Fuck. Heulsuse! Das ist wegen Brel, der ist auch eine Heulsuse. *Fuck*. Dieses Schimpfwort hat sie von ebenjener Mariona gelernt, einem der Engel ihrer Kindheit, und es gefällt ihr sehr. Manchmal geben Engel Schimpfworte von sich. Und die Dämonen sind traurig und schön.

Der Regen trommelt unablässig auf das Fenstersims.

Ich brauche frische Luft. Soll der Regen doch regnen und auch ich immer weiter strömen, so lange, bis ich mich ausgegnet habe, dann löst sich vielleicht die verflixte Insomnie ein

für alle Mal in Luft auf, und ich kann endlich einschlafen, um hundert Jahre durchzuschlafen.

Sie schüttet sich die Pillen in die hohle Hand und beginnt zu zählen. Nach den zweiten zehn verzählt sie sich, wird wütend und wirft sie alle auf einmal in den Mund. Es sind zu viele, sie kann sie nicht hinunterschlucken, also spuckt sie sie wieder aus und beginnt von vorn, zählt je fünf, sechs ab, legt sie sich auf die Zunge und spült sie mit Wasser hinunter. I-i-igitt, eklig. Das Wasser ist warm und schmeckt abscheulich nach alter, gammlicher Wasserleitung. Sie stellt sich die Rohre von innen vor, mit Schlick beschichtet, sie glaubt winzige Wasserwürmer zu sehen, die sich durch den Schlick schlängeln, schwarze, glotzügige Kakerlaken, Ratten. Wieder ein Schauer. Ihr ist, als begänne sich ihr Magen mit Moder anzufüllen. Sie hört auf mit den Pillen, nimmt eine Flasche Coca-Cola aus dem Kühlschrank und trinkt lange, um den Geschmack im Mund zu tilgen. Dann setzt sie sich ans Fenster. Sie sitzt aufrecht. Auf der Stuhlkante.

Der Regen hat aufgehört. Draußen ist es tintenschwarz, nur die Tropfen, die das Graffito gegenüber ausschwitzt, glitzern im fahlen Licht der Straßenlaterne wie winzige Perlen. Maria schaut unverwandt den Windungen auf der Scheibe zu – auch sie sehen aus wie Male. Da haben wir's – auch der Regen. Es gibt in diesem Leben nichts, das keine Spur hinterlässt. Mhmm – ja. Um selbst keine Spur davonzutragen, muss man dem Leben gleichgültig gegenüberstehen. Absolut und herrlich gleichgültig. Wie ich in diesem Moment. Ich habe mir eine Handvoll Gift in den Mund geschmissen, ein wenig Wasser getrunken und mich hingesezt, um aus dem Fenster zu starren. Und was sehe ich? Finsternis, die hereinbricht. Und mein eigenes Spiegelbild in der dunklen Scheibe. Es ist wie das Leben. Das Leben ist wie das. Unser verschwommenes Spiegelbild in

irgendeiner flachen, zweidimensionalen Realität. Wie die Bilder im guten alten Kino. Der Filmprojektor surrt, die Filmrolle dreht sich, das Licht flackert, flache Gestalten küssen sich, flache Figuren haben zweidimensionalen Sex, der Zuschauer sieht sich den nächsten flachen Film an und leidet wirklich: Er weint, amüsiert sich, zittert, freut sich ... mehrdimensional. In 3-D wird das Kino noch wahrheitsgetreuer. Die Illusion ist absolut wahrheitsgetreu. Nach dieser Logik sieht höchstwahrscheinlich auch Gott, der unermesslich mehrdimensional sein dürfte, die Menschenkinder – in ihren jämmerlichen vier Dimensionen – flach vor sich, wie präpariert.

Der Schlick in ihrem Magen quillt auf. Ich muss Wasser trinken. Sie macht Anstalten aufzustehen, spürt aber ihre Knie weich werden. Setzt sich wieder, um noch einmal ins eigene Spiegelbild zu starren. Das wird immer verschwommener, die Tropfenspuren auf dem Glas durchfurchen es, lassen es rissig werden. Plötzlich sieht sie dahinter wie in Nahaufnahme das andere Gesicht, das mit den traurigen Augen. Es ist ein lebhaftes, lebendiges Gesicht, auf der anderen Seite der Scheibe. Gott sei Dank ist es keine Spiegelung, denn wäre es eine, würde das bedeuten, dass da jemand hinter mir im Zimmer wäre. In diesem Leben ist es besser, wenn das, was geschehen muss, von Angesicht zu Angesicht geschieht. Plötzlich fällt ihr wieder ein: Dahinter ist der Abgrund. Ihr Herz wummert gegen die Rippen, als würde es treten da drin. Schon immer hat sie sich vor Klüften gefürchtet. Das Glas ist die unzuverlässigste Mauer zwischen Mensch und Abgrund. Sie fährt hoch, der Stuhl hinter ihr kippt um. Sie weicht rückwärts zurück, strauchelt. Die Augen hinter der Scheibe schauen sie unverwandt an, nun ganz blass, weiß. Ihr ist zum Fürchten. Sie lehnt sich mit dem Rücken gegen die Wand, streckt den Arm aus und tastet hinter sich. Irgendwo hier, auf der Ablage mit den Büchern, müsste das Handy liegen. Endlich kriegt sie es zu

fassen, findet mit zitternder Hand die Bildschirmtaste und lässt das Display aufleuchten. Das kleine Gerät zappelt in ihren Händen, nur mit Mühe gelingt es ihr, 112 zu wählen und heiser und verzögert die Worte auszusprechen: Machen Sie schneller, hinter der Scheibe ist ein Mensch ... ein fürchterlicher, entsetzlicher Mensch ... Ihre Adresse bitte!, sagt eine Frauenstimme, monoton und sachlich.

Ohne zu antworten, bricht sie die Verbindung ab. Was tu ich da bloß. Sie lässt das Telefon in die Tasche fallen, stürzt ins Bad, beugt sich über das Waschbecken und steckt sich vier Finger in den Mund. Sie erbricht lange, das Waschbecken füllt sich mit Coca-Cola, in dem die noch nicht aufgelösten weißen Pillen herumschwimmen. All die Ratten, Kakerlaken und Würmer des Grauens, das ihr Bewusstsein vernebelt.

Sie schließt die Tür nicht ab, macht sie nicht mal ganz zu. Stürzt die Treppen hinunter. Hinaus. Mitten auf eine menschenleere nächtliche Straße. Lauf jetzt, los. Weg. Nicht straucheln, laufen. Sie stolpert über herausgerissene Pflastersteine, schimpft. Bleibt im Schatten eines dunklen Baums stehen, steckt sich wieder alle Finger in den Rachen. Brechversuche eines leeren Magens. In ihrem Mund wird's abermals bitter. Sie greift nach Taschentüchern, ihre Hände zittern, der Inhalt ihrer Tasche verteilt sich über den Gehsteig. Sie erwischt gerade noch das kleine Etui mit den Ausweisen, der Rest ist ihr egal. Sie hetzt weiter, strauchelt. Die Lichter der Hauptstraße sind grell und künstlich. Treiblichter: Die Menschen, die zu dieser Zeit noch durch die nächtliche Stadt wandeln, scheinen nicht selbstständig zu gehen, es sieht vielmehr so aus, als trügen die Lichtströme sie gegen ihren Willen fort, wie in einem gigantischen Aquarium. Die ganze Stadt ist nichts als ein gigantisches Aquarium für Menschen, die in den Lichternetzen zappeln wie Fische auf dem Trockenen – hineingezogen in die

immateriellen Umzönungen des Lebens, ohne ihre ausdrückliche Zustimmung. Wie die Bewohner eines Aquariums, wie die Delfine im Delfinarium, wie die Pferde im Zirkus, wie die Löwen im Käfig ... inmitten gleißender LED-Lichter. Unter einem durchsichtigen ätherischen Deckel. Durch den uns irgendein Unsichtbarer beobachtet. Hinter Glas. Sich amüsiert. Vielleicht auch experimentiert. Sich Glas hinter amüsiert. Vielleicht uns Unsichtbarer irgendein beobachtet durch den. Er hat tiefe schwarze Augen. Er versucht uns zu zähmen. Zu dressieren. Zu lenken. Zu manipulieren. Vielleicht liebt er uns sogar – beinahe wie Gott. Keiner kann die Liebe Gottes vergessen, mag er auch Hals über Kopf die Flucht ergriffen haben. Ein schönes, trauriges Gesicht hinter der Scheibe, herrliche, kummervolle Augen ... Augen kummervoll herrlich ... herrliche Augen kummervoll ... Ich habe Angst. Ich habe Angst. Ich gebe zu, ich habe Angst. Es war wie eine Einbildung, aber es war echt. Du musst lernen, dich nicht angehen zu lassen, sagt plötzlich die unbekannte Alte, neben die sich Maria auf die nasse Bank hat fallen lassen. Beide schenken der Nässe keine Beachtung. Sehen auch einander nicht an, wissen aber alles voneinander. Die Blumen in ihrem Korb hat die Alte von frischen Gräbern aufgelesen, bei Sonnenuntergang, wenn es auf den Friedhöfen menschenleer ist. Nachts verkauft sie sie in den Lokalen. Der Korb ist voll mit Blumen aller Art. Sie riechen noch nach Erde und Weihrauch. Maria spürt, wie in ihrem wunden Magen eine neue Welle der Übelkeit aufsteigt.

Scheiß auf das verflochtene Leben, was fürchtest du dich denn so davor, schimpft die alte Frau urplötzlich, das Leben ist so, wie es sein muss. Was fragt ihr euch die ganze Zeit so blöd, was der Sinn des Lebens ist, was wir in diesem Leben zu suchen haben? Wir sind hier, um es zu leben. Genau das ist der Sinn. Die beiden schweigen eine Weile, blicken auf ihre Füße. Wieder bricht es empört aus der Greisin hervor: Und wieso haltet ihr

euch alle für so besonders, verflucht noch mal? Diese Stadt ist für alle da, das heißt für keinen im Besonderen. Wie das Leben. Und jetzt du, läufst, wohin deine Augen dich führen. Glaubst, die Rettung sei da draußen, dabei ist sie drinnen, so wie alles andere auch. Was glaubst du, wer wird dir helfen? Vielleicht ist da keiner. Du, sagte Maria mit einem Mal exaltiert, du wirst mir helfen. Bitte. Sonst noch was, zeigt die Alte den Mittelfinger und macht sich daran, die Blumen im Korb umzusortieren.

Nun riecht es noch stärker nach feuchter Erde und nach etwas Süßlichem, das nicht nur der Duft der Rosen, Nelken und Gerbera ist, es ist verwirrender und berauschender als der Blumenduft. Und doch sind die Rosen der Greisin wunderschön. *Die Brust mit Rosen be-e-e-häng dir ...*³ Maria fährt hoch, stürzt zum Papierkorb und erbricht Magensaft. Sie wäscht sich das Gesicht am kleinen Springbrunnen. Kehrt zurück und klammert sich plötzlich an der Greisin fest. Sie krallt sich in ihren Ellbogen, ihre Finger zucken. Die Frau stellt den Korb neben sich auf den Boden. Tut, als spürte sie nicht, wie Marias Hände beben. Von solchen wie dir kommt mir das Kotzen, das sag ich dir. Von solchen, die glauben, ihnen stehe nur das Gute zu: den anderen was auch immer, mir Blumen und Rosen! Weil ich was Besonderes bin! Verflucht noch mal, wisst ihr es nicht? Von der Liebe eines Menschen verlassen zu werden heißt doch nicht, dass Gott dich verlassen hat. Die Liebe ist jetzt da, wo du sie nicht vermutest. Seine Liebe, die vom Hallodri, von deinem Mann. Sie ist weit weg, aber dennoch ist es Liebe. Wann immer du sie wiedererleben willst, wird sie an Ort und Stelle sein, in der Erinnerung. Deine Liebe aber, die ist hier, in dir drin. Wovor willst du denn von mir gerettet werden? Vor deiner eigenen Liebe? N-n-nein, stammelt Maria, nicht vor der Liebe, vor dem Schmerz. Die Greisin schüttelt den Kopf: He-he, man könnte meinen, ein kluges Mädchen, und jetzt – rette mich vor dem Schmerz! Als wüsstest du nicht, dass eine

Liebe, die nicht wehtut, keine Liebe ist. Genau wie die Rosen – die schönsten sind die mit den Stacheln. Sie duften betörend, aber wenn du sie festhältst, stechen sie dir die Handfläche blutig. Echte Rosen tun weh. Die bringt man aus den Gärten zum Friedhof. Die anderen, die mit den glatten Stielen, kommen aus dem Gewächshaus, das sind künstliche Rosen. Es gibt keine künstliche Liebe, was sagst du dazu? Deinen Fall brauch ich nicht weiter zu besprechen. Schluss, aus. Ich sag dir nur noch eins: Ergib dich dem Schmerz, erleide ihn. Wie kann man nur so dumm sein, den Schmerz nicht zu segnen, wie kann man nur nicht verstehen, dass er es ist, der einen am meisten zum Menschen macht? Lern ihn lieben, den Schmerz, es kann nämlich sein, dass es dir nicht gegeben ist, noch eine weitere Liebe in deinem Leben zu erleben. Was glotzt du mich so an? Hör zu, was ich dir sage, hör zu, sag ich dir! Ich bin alle zwei Tage auf dem Friedhof, also werd ich's dir auf meine Art sagen: Verliert ein Mensch einen Nächsten, kann er vor dem Schmerz nirgendwohin fliehen. Er kann ihn nirgends verstecken, verstehst du? Warum glaubst du, dein Verlust sei tragischer als der Verlust von den Leuten da drüben? Verflucht noch mal, sei nicht unglücklich, dass die Liebe aus ist, sei glücklich, dass sie da war. Soll ich dir etwa beibringen, was du tun sollst? Schließlich ist es deine Liebe! Ist doch wahr, ich bin doch keine Lehrerin! Ich bin eine elende alte Frau, meine Blumen sind die Blumen der Lebenden für die Toten. Und wenn schon! Und wenn schon, frag ich dich – in ihnen steckt am meisten Liebe! Ich nehme sie von frischen Gräbern, verkaufe sie vor den Festsäulen an Hochzeitsgäste und an die Verliebten in den Restaurants. Und weißt du, was dann passiert? Willst du es erfahren? Komm mit, du wirst es mit eigenen Augen sehen. Die ganze Stadt kennt mich. Man weiß alles über meine Blumen.

Besser mit der Alten als ohne sie. Sie ziehen los durch Restaurants und Bars. Lächelnde Menschen, nachdenkliche

Menschen, betrunkene Menschen, nüchterne Menschen. Für die Dame, mein Herr! Ihre Dame verdient die schönste Blume! Was macht's, dass sie vom Friedhof sind, es sind Blumen. Die schönsten Blumen sind die vom Friedhof, das wussten Sie doch, oder? In ihnen steckt am meisten Liebe. Danke, mein Herr, hier, Ihr Wechselgeld!

In einer knappen Stunde ist der Korb so gut wie leer. Auf der Straße steckt sich die Alte eine Zigarette an, pafft sie und redet, praktisch ohne sie aus dem Mund zu nehmen. Siehst du, wie der Mensch sich um nichts sonst schert, wenn er glücklich ist? Hast du gemerkt, wer keinen Strauß kaufen wollte? Die Nachdenklichen. Die andern sind glücklich. Hast du begriffen, wie gedankenlos die Glücklichen sind – ihnen ist nicht mal in den Sinn gekommen, dass in den Rosen von 'nem frischen Grab am meisten Liebe steckt, aber auch am meisten Schmerz. Wenn es ihnen nicht in den Sinn gekommen ist, dann sind sie in diesem Augenblick unerreichbar für den Schmerz. Alles ist hier drin, Mädchen, hinter der Stirn ...

Diese Rose, die dunkelrote, habe ich für dich aufgehoben. Die schönste, mit den meisten Stacheln. Das ist deine Rose, na, was sagst du? Sofort streckt Maria die Hand aus, die Stacheln bohren sich in ihre Handfläche. Fuck, stöhnt sie unwillkürlich auf. So ist es gut, du kannst ja besser unanständig sein als ich, grinst die Alte bis über beide Ohren, genauso will ich dich – scheiß auf das Leben, aber hör nicht auf, es zu lieben, es gibt kein schöneres.

Sie schwankt zurück über die lichttollen Hauptstraßen, über die in Zwielight getauchten Seitengassen, zwischendurch hüpfst sie kurz durch die nächtliche Stadt, die meiste Zeit schleppt sie sich dahin. Der Regen ist in Schnee übergegangen, sie hat nicht mal gemerkt, wie er immer mehr wurde. Den stacheligen Stiel der dunklen Rose hat sie fest umgriffen. Ständig zuckt sie zusammen, die Stacheln durchbohren ihr

mehrmals die Handfläche – sie aber hält den Stiel, als klemmte sie sich am einzigen zähen Strauch am Rand irgendeiner unsagbaren Kluft fest.

Komm schon, Maria, schlaf jetzt ein. Der Schlaf ist ein Abgrund, in den wir fallen, ohne uns wehzutun. Der Schlaf ist ein Gang am Rand des Abgrunds, frei von Angst und Grauen. Schlaf ein mit einem Lächeln und mach ein paar Schritte den Rand entlang. Du musst dich an den Gedanken gewöhnen, dass es nichts zu fürchten gibt. Sag nicht: Nein, daran gewöhne ich mich nicht – man gewöhnt sich an alles, wenn man nur die Angst aufgibt. Du bist wirklich stur, ich muss schon sagen. Wenn du so weitermachst, werde ich wirklich böse. Die Alte heute Nacht hat dir die Wahrheit gesagt. Schlaf und träume was Schönes da, am Rand. Die Tabletten in deiner Hand haben wie Bonbons ausgesehen. Wie diese Schokolinsen, *Smarties*: Blau, Rot, Gelb, alle Grundfarben der Palette, und Grün, Orange, Lila dazu. Pfff! Da glaubt man, du seist jetzt erwachsen und plötzlich – *Smarties*! Das habe ich echt nicht von dir erwartet. Na, macht ja nichts, macht nichts. Siehst du, du hast mich gerufen, und schon bin ich bei dir. Nun kannst du einschlafen und träumen. Zum Beispiel von dem Pfau, den du erfunden hast, mit der wie eine Morgenröte aufgeschlagenen Schleppe – du wolltest einzig und allein einen Pfau als Haustier haben. Weißt du noch, damit er dir Sonnenaufgänge macht, wann immer du sie brauchst – einmal, als du klein warst, hast du mir voller Begeisterung von diesem Pfau erzählt. Du seist ihm ganz früh am Morgen begegnet, seist über einen taufeuchten Pfad durch ein Sonnenblumenfeld gegangen, rundherum sei es herb und frisch gewesen, er habe sich dir in den Weg gestellt, furchtlos sein Rad geschlagen, und ihr hättet eine Weile so dagestanden, einander gegenüber. Wunderschön sei es gewesen. In dem Augenblick seist du aus Versehen in den Haufen

von irgendeinem Tier getreten und hättest angefangen zu schreien. Der Pfau sei auf der Stelle verschwunden, er habe sich einfach im Himmel über dir aufgelöst. Ach, was für ein eigenartiges Kind du warst! Und heute bist du auch nicht wirklich anders. Geradezu erbarmungswürdig bist du, he-he! Allzu oft vergisst du, was das Leben ist: Du gehst so vor dich hin – und patsch – trittst du wieder auf einen Haufen! Tja, wenn du auch immer in die Luft guckst! In dieser Beziehung sind wir uns ähnlich. Und lass dir gesagt sein, es ist besser, du schaust in den Himmel als immer nur auf deine Füße, aus Angst, dir könnte irgendeine Scheiße passieren. Mhmm-ja. Oder wenn's dir lieber ist, dann träum von einem Feld reifer Sonnenblumen, damit es um dich herum so herb und teerig duftet, auf der ganzen Welt gibt es keinen so herben, beißenden Duft, der zugleich so unschuldig ist. Sonnenblumen scheinst du schmerzhaft zu lieben, wie ich. Oder träum von Roggen im Juli, mit purpurroten Mohnblumen hier und da. Ach, träum doch, was du willst, so langsam wird's mir zu viel, schöne Worte für dich zu suchen, das gebe ich zu! Ich bin ein etwas derber Landmensch, und es fühlt sich recht verquer an, Zärtlichkeit in Sätze zu kleiden. Irgendwie ist das nicht so meins. Mein Talent liegt woanders, das weißt du. Deinetwegen habe ich mich in einen kandierten Dichter verwandelt, in einen richtigen kleinen Karamellhahn am Stiel, nur damit du einschläfst! Komm, schlaf jetzt ein, sonst geb ich dir am Ende noch ein paar hinter die Ohren! Verdient hättest du es allemal, weil du so dumm warst, dieses Zeug auszuprobieren. Schlaf jetzt ein, sag ich! Du kannst auch von mir, dem Hässlichen, träumen, wie ich zwölf Sonnenblumen mit versengten Blättern arrangiere, wie ich ihre Stiele auf eine Länge kürze, sie in die erdfarbene Kanne gebe und sie auf den Nachttisch neben deinen Kopf stelle. Ja, wenn du willst, träum von dir selbst als Sonnenblume, als Pfau. Oder als Mohnblume. Sagen wir's so: als all

das, was dich am Rand des Abgrunds glücklich macht. Damit du dich sicherer fühlst, kannst du meine Hand halten, während du in den Schlaf sinkst. Da ist er, der Pfau, geht schon auf im Fenster, und sein Schweif strahlt, seine Federn sind eisig, und ihr Licht ist blasser als sonst, es ist ja Winter. Weißt du, es gibt wirklich einen Pfau, den man mancherorts Eispfau nennt. Ein reiner Albino. Was ich aus dem Fenster sehe? Den frostigen Morgen sehe ich und unter dem Leitungsmast eine alte Frau, die sich über die Mülltonne beugt: Auf dem Kopf trägt sie einen Sommerhut aus Stroh mit einer großen blauen Rose und einem glänzenden Band drum herum; die Krempe ist bestreut mit Schnee, während die Rose auf die eine Seite gekippt ist und jedes Mal wippt, wenn sich die Alte bückt und wieder aufrichtet, und das tut sie ja ständig, ich weiß nicht, sucht sie da was, oder macht sie einfach Lockerungsübungen neben der Tonne? Wahrscheinlich tut sie beides zugleich, und ich muss dir sagen, sie sucht irgendwie eigenartig, nur mit den Augen, ohne Hände, ihre Hände hält sie seitlich abgespreizt, der eine Finger ihrer rauhen, einst grünen Handschuhe ist kaputt, und ihr Zeigefinger ragt, trocken und blass, heraus, vielleicht ist er erfroren und deshalb so unnatürlich weiß, und an diesem Finger, glaub mir oder nicht, da steckt ein riesiger rotgoldener Ring. Und, ja, um die Beine der alten Frau scharwenzelt eine schwarze Katze, während eine Möwe über ihrem Kopf kreist, weg und wieder zurück, sie fliegt tief, zögert, als wolle sie gleich auf dem Hut der Alten landen, ist aber unsicher, ob die Strohkrempe dafür ausreicht. Da, gerade in dem Moment stellt sich die Alte hinter eine der Mülltonnen, spreizt die Beine, rafft ihren dicken Strickrock mit beiden Händen, geht halb in die Hocke und pisst breitbeinig. Offenbar trägt sie keine Unterwäsche unterm Rock. Der Schnee zwischen ihren Füßen dampft, eine braune Pfütze bildet sich. Derweil weiter unten, vor dem Hauseingang gegenüber, sich der Obdachlose